

# SUSAN MALLERY

## Gracie in Love

ROMAN



die Omega, die halb von seiner Hemdsmanschette mit eingesticktem Monogramm bedeckt war.

Als er jetzt in dem Katalog eines Juweliers blätterte, ging es ihm jedoch nicht um eine neue Uhr für seine Sammlung. Bei den Damenuhren stoppte er. Heute suchte Franklin etwas für eine ganz besondere Person.

Eine schlichte, aber elegante Movado stach ihm ins Auge.

„Die ist perfekt.“

Die Uhr war edel genug, um die betreffende Dame zu beeindrucken, aber nicht so auffällig, dass jeder sie gleich bemerkte.

Er notierte sich die Adresse des Juweliers und sah dann in seinen Kalender. Er musste erst die zwölfhundert Dollar organisieren, die die Uhr kostete, denn er konnte sie nicht einfach so mit seiner Kreditkarte bezahlen. Seine Frau Sandra hatte in ihrem Leben noch keinen einzigen Tag wirklich gearbeitet, kontrollierte aber jeden einzelnen Cent seiner Ausgaben. Eigentlich war er davon ausgegangen, dass die Tochter eines Self-Made-Millionärs sich nicht um Banalitäten wie Ausgaben und Budgets kümmern würde, aber da hatte er sich geirrt. Sandra hatte das Vermögen in die Ehe eingebracht und war der Ansicht, die Entscheidung über Geldausgaben lägen allein in ihrem Aufgabenbereich.

Doch nach inzwischen achtundzwanzig Jahren Ehe hatte sich Frank daran gewöhnt, dass sie ihn kurzhielt. Er wusste, wie er ihre strenge Buchhaltung umgehen konnte.

Oft machte sie Bemerkungen über die schönen Dinge, die er sich gönnte, doch er lieferte ihr nie eine Erklärung über deren Herkunft. Nicht einmal wenn sie ihm ins Gesicht sagte, sie würde ihm nicht trauen. In Wirklichkeit interessierte es ihn ohnehin nicht, was seine Frau dachte – sie würde ihn niemals verlassen, und auf Partys konnte man sich gut mit ihr schmücken. Das reichte ihm.

Franklin ließ den Uhrenkatalog in seine Tumi-Lederak-tentasche gleiten und schloss dann die unterste Schreibtisch-Schublade auf. Unter dem Siegel der Stadt und anderen wichtigen Dokumenten lag ein Scheckbuch. Es gehörte zu dem heimlichen Konto, das er sich eingerichtet hatte. Ihm kam dieses Geld immer wie sein privates Spielgeld vor. Jetzt steckte er das Scheckbuch zu dem Katalog in die Tasche und drückte dann einen Knopf, um seine Assistentin zu rufen.

Kurz darauf öffnete sich die Tür zu seinem Büro, und Holly kam herein. Sie stammte aus San Diego, war groß, blond und süße vierundzwanzig – und entsprach dem klassischen Surfer-Schönheitsideal. Doch Holly punktete nicht nur mit ihren blauen Augen und den hohen Wangenknochen, sondern auch mit ihrer außergewöhnlichen Intelligenz.

„Hier sind die Zahlen, um die Sie mich gebeten hatten“, sagte sie und legte einen Ordner auf den Schreibtisch.

In Wirklichkeit galt sein Interesse ihr. Er war gespannt, wie sie auf die Uhr reagieren würde, die er ihr noch diese Woche zu überreichen gedachte.

„Es sieht nicht gut aus“, fügte sie hinzu. „Riley Whitefield legt in den Umfragen zu. Die Menschen fangen an, ihm zuzuhören.“ Sie legte die Stirn in Falten. „Man rät uns, die Probleme deutlicher anzusprechen. Sie sollten ein paar Reden mehr halten.“

Frank vergötterte Holly. Die Art, wie sie sprach, wie sie sich Gedanken machte, sich einbrachte, „wir“ sagte – als wären sie ein Team.

„Und welches Problem ist das dringendste?“, fragte er.

Erfreut sah sie ihn an. „Sind Sie ernsthaft an meiner Meinung interessiert?“

„Selbstverständlich. Sie sind meine Verbindung zu den Menschen von Los Lobos. Ihnen erzählt man Dinge, die ich nie zu Ohren bekäme.“

„So habe ich das noch gar nicht gesehen. Als Bürgermeister ist man wohl doch immer ein bisschen außen vor.“

„Schließen Sie doch die Tür, und wir machen ein kleines Brainstorming bezüglich der relevanten Themen“, schlug Franklin vor.

Holly tat wie ihr geheißen und nahm dann ihm gegenüber Platz. „Steuern sind immer ein gutes Thema“, legte sie los. „Aber mit öffentlichen Anleihen werden wir keine Stimmen gewinnen.“

„Was sind Whitefiels Themen?“

„Der Bebauungsplan. Mehr Geld für Schulen. Und die Frage: Wie locken wir auch im Winter Touristen an?“

„Ich bin mir gar nicht sicher, ob ich noch mehr Touristen hier haben will“, sagte Franklin.

Da musste Holly ihm recht geben. „Ja, sie nerven. Aber sie spülen eine Menge Geld in unsere Kassen.“

„Scheint, als hätten wir also unser Thema gefunden.“ Franklin hielt inne, als ob er sich einen Moment besinnen müsste, dabei hatte er schon längst eine Entscheidung gefällt. „Ich gehe nicht davon aus ...“, begann er.

Holly beugte sich mit eifrigem Gesichtsausdruck nach vorn. Ihre prallen, jungen Brüste wogten ihm unter ihrer Bluse sacht entgegen.

„Ich frage mich, ob Sie mir ein paar Entwürfe für Reden ausarbeiten könnten.“

Enthusiastisch sprang die junge Frau auf und sah ihren Chef an. „Im Ernst? Das würden Sie mir zutrauen?“

„Ich glaube, Sie machen das hervorragend. Sie sind intelligent und ehrgeizig, und Sie haben Talent. Also, wie sieht's aus: Wären Sie interessiert?“

„Auf jeden Fall. Ich kann Ihnen bis Ende der Woche zwei Entwürfe vorlegen. Reicht das?“

„Natürlich.“ Irgendwie hatte Franklin Yardley das Gefühl, dass er an ihren „Entwürfen“ nichts mehr würde ändern müssen. Er erhob sich. „Vielen Dank, Holly Das bedeutet mir sehr viel.“

„Und ich freue mich sehr, dass Sie mir diese Gelegenheit eröffnen.“

„Die Freude ist ganz auf meiner Seite. Für eine Frau wie Sie würde ein Mann vieles tun.“

Mit einem verführerischen Lächeln ging sie auf ihn zu. Wenige Zentimeter vor ihm blieb sie stehen und machte sich an ihrem Rockbund zu schaffen.

„Für einen Mann wie Sie würde eine Frau auch fast alles tun.“

Ihr Rock glitt zu Boden. Franklin konnte den Blick nicht von ihr abwenden und dankte stumm dem Himmel.

Holly trug kein Höschen.

Gracie stellte den Kuchen aufs Abkühlgitter und löste den Boden aus der Form. Ihn perfekt hinzukriegen war bei dem launischen Ofen, mit dem sie es hier zu tun hatte, eine echte Herausforderung. Es war eben nicht ihr eigener Ofen. Sie zählte bis fünf, dann hob sie den Kuchenboden, der sich noch auf dem Blech befand, in einer souveränen Bewegung an. Jetzt durfte nichts schiefgehen.

Problemlos rutschte der goldbraune Kuchen auf das bereitgestellte Gitter.

„Ich liebe es, wenn alles glattgeht“, sagte Gracie grinsend zu sich selbst, während sie die verschiedenen Kuchenschichten betrachtete, die das Grundgerüst für eine recht einfache, aber doch elegante Torte für die Hochzeitsfeier bilden würden.

Der Artikel in *People* und mehrere lobende Kritiken im Hochzeitsspecial der Zeitschrift *In Style* hatten dafür gesorgt, dass ihre kleine Firma sehr gut zu tun hatte. Aus ihr unerklärlichen Gründen galten ihre Hochzeitstorten bei Promis inzwischen als absolutes Muss. Fast schon wie ein Hochzeitskleid von Vera Wang.

„Ich will mich gar nicht beschweren“, stellte sie fest, während sie hinüber zum Kühlschrank ging, in dem sie die kleinen Zuckergusslilien für die Dekoration der Torte aufbewahrte. Insgesamt dreihundertfünfzig Stück. Wirklich brauchen würde sie etwa dreihundertdreißig, der Rest war Ersatz für den Fall, dass ihr ein paar Stücke zerbrachen.

Das Design – ein Kunstwerk in Weiß und Gold – war einer Torte, die sie auf einem Renaissancegemälde entdeckt hatte, nachempfunden. Die zukünftige Braut, eine bekannte Filmschauspielerin, liebte altmodische Dinge. Und Gracie war froh, dass die Dekoration einmal nicht aus den üblichen Blümchen, Täubchen und Herzchen bestand.

Sie ging hinüber zur Anrichte, auf der weitere bereits vorbereitete Dekorationselemente lagen, als ihr Mobiltelefon klingelte. Einen Moment lang hatte sie Herzklopfen, als würde jemand ganz Besonderes anrufen. Aber diesen Jemand gab es nicht.

Außer vielleicht ... Riley.

Ein kurzer Blick aufs Display verriet ihr jedoch, dass es ihre Mutter war – oder zumindest jemand aus dem Laden.

Ihr Herzschlag normalisierte sich, und sie nahm das Gespräch an.

„Gracie am Apparat“.

„Hallo, ich bin's, deine Mutter. Ich wollte dich nur an unser Treffen heute Abend erinnern. Du kommst doch, oder? Es ist noch so viel zu tun für Vivians großen Tag! Ich hoffe, du bringst ein paar tolle Ideen mit, bei der ganzen Erfahrung, die du mit Hochzeiten hast!“

Gracie erinnerte sich wieder an den Vorabend und wie Alexis sie gemäßregelt hatte. Einmal mehr kam sie sich wie ein unerwünschter Eindringling vor.

„Findet die Hochzeit nun also doch statt?“, fragte sie. „Gestern war Vivian doch so sauer.“

Ihre Mutter seufzte. „Ach, das passiert im Moment ständig. Einmal pro Woche mindestens. Sie ist so flatterhaft und impulsiv, keine gute Mischung. Aber wenn sie erst mal verheiratet ist, legt sich auch das.“

Gracie war zwar der Auffassung, dass sich das besser schon vorher legen sollte, aber sie sagte nichts.

„Na klar, ich bin da. Soll ich was mitbringen?“

„Nur Geduld. Die wirst du brauchen.“ Ihre Mutter nannte Zeit und Ort, an dem sie sich trafen, und entschuldigte sich dann. Sie hatte Kundschaft zu bedienen.

Nach dem Gespräch legte Gracie das Handy auf die Anrichte. Sie hatte bei dem Gedanken hierherzukommen ein gewisses Unbehagen gefühlt, das sie aber nicht genau hätte beschreiben können. Jetzt, wo sie hier war, konnte sie ganz leicht all die Punkte nennen, die ihr Missbehagen bereiteten – in verschiedene Kategorien unterteilt.

Zum einen war da Riley. Nicht nur, dass die ganze Stadt sich lebhaft an alles zu erinnern schien, was damals vorgefallen war. Nein, es ging auch um ihre eigene Reaktion auf ihn. So lange hatte sie ihn nicht mehr gesehen, dass seine Anziehungskraft eigentlich erloschen sein musste. Aber das stimmte nicht. Dann war da ihre Familie. Sie erinnerte sich gut daran, wie oft sie sich mit ihren Schwestern gestritten hatte, aber auch, wie schön es mit ihnen gewesen war. Jetzt waren ihr Alexis und Vivian fremd. Untereinander waren die beiden aber sehr vertraut. Sie fühlte sich außen vor, und das gefiel ihr nicht. Und schließlich war da noch ihre Mutter. Sie spürte ihr gegenüber eine unterschwellige Spannung, eine gewisse Hilflosigkeit, aber sie wusste nicht, warum. Weil sie so lange weg gewesen war? Oder war da noch etwas anderes, das sie bis jetzt noch nicht mitbekommen hatte?

Sie wandte sich wieder ihrer Torte zu und kräuselte die Nase. In diesem Moment wünschte sie sich, sie würde mit etwas anderem ihren Lebensunterhalt verdienen als mit Torten – und das kam nicht häufig vor. Manchmal wäre es schön, einen Job zu haben, bei dem einem nicht so viel Zeit zum Grübeln blieb. Sie brauchte wirklich Zerstreuung. Und zwar nicht zu knapp.

Riley saß auf einem Ledersessel, den sein Onkel sich eigens hatte anfertigen lassen. Donovan Whitefield hatte die Führung der Familienbank an seinem fünfunddreißigsten Geburtstag übernommen und bis zu seinem Tod zweiundvierzig Jahre später keinen Tag gefehlt. Er war ein sturer und schwieriger Zeitgenosse gewesen, ein Mann, der niemals Urlaub machte und anderen ihre Fehler und Schwächen nicht verzieh.

Jedenfalls hatte man das Riley erzählt. Er selbst hatte seinen Onkel nie kennengelernt. Sie hatten zwar fünf Jahre in derselben Stadt gelebt, und doch hatten sich ihre Pfade niemals gekreuzt.

Riley drehte sich in dem Stuhl um und betrachtete das große Porträt an der Wand gegenüber der Tür. Das Büro seines Onkels strahlte Würde und Eleganz aus und war einem Bankdirektor absolut angemessen. Dazu passte auch das Gemälde, auf dem Donovan Whitefield verewigt worden war, wie er hinter seinem Schreibtisch saß und in die Ferne schaute, als ob er dort die Zukunft sähe.

Das Bild war so scheußlich, dass Riley es am liebsten sofort abgehängt und verbrannt hätte. Aber das ging nicht. Noch nicht. Erst wenn er die Wahl gewonnen hatte und all das hier ihm gehörte. Bis dahin musste er gute Miene zum bösen Spiel machen und das Büro mit diesem griesgrämigen alten Gespenst teilen.

Es klopfte kurz, dann schwang die schwere Holztür auf.

„Guten Morgen, Mr. Whitefield“, sagte seine Sekretärin.

Riley schüttelte den Kopf. „Ich habe Ihnen doch schon gesagt, dass Sie nicht immer

anklopfen müssen. Ich tue hier drin nichts Heimliches – oder Unheimliches.“

Diane Evans, eine Frau in den Sechzigern, verzog keine Miene.

„Selbstverständlich, Sir“, teilte sie ihm in einem Tonfall mit, der keinen Zweifel daran ließ, dass sie auch beim nächsten Mal wieder anklopfen würde. Und so würde sie es halten bis zum Tag ihrer Pensionierung.

Riley wusste, dass er sich nicht beschweren durfte. Diane war eine ruhige, effiziente Kraft. Und sie wusste alles über die Bank. Ohne ihren Rat hätte er schon so manches Mal blöd dagestanden. Er besaß vielleicht die Gabe, selbst mitten in einem schweren Sturm Erdölvorkommen im Südchinesischen Meer aufzuspüren, aber die Welt der Finanzinstitute war ein Buch mit sieben Siegeln für ihn.

Diane hatte ihn sicher durch die letzten sieben Monate geleitet, ohne dass ihr dabei auch nur eine einzige graue Haarsträhne verrutscht wäre.

„Es hat schon wieder jemand angerufen wegen der geplanten Kinderabteilung im Krankenhaus“, informierte sie ihn mit monotoner Stimme und völlig regungslosen Gesichtszügen. Und das, obwohl sie über diese Angelegenheit bereits dreimal gesprochen hatten und Riley sich dreimal geweigert hatte, dafür Geld zu spenden, und zwar mit dem Hinweis, er wolle von diesem Thema nichts mehr hören.

Er bedeutete ihr, hereinzukommen und auf der anderen Seite des Schreibtischs Platz zu nehmen. Lautlos trat sie in ihren Gesundheitsschuhen näher, dann ließ sie sich auf der Kante des mit Ledersitz bespannten Holzstuhls nieder. Den Rücken hielt sie perfekt gerade, die Schultern aufrecht, und ihr Tweed-Anzug umging sie wie eine hässliche Ritterrüstung.

„Sie hatten versprochen, darüber nachzudenken, Sir“, erinnerte sie ihn.

„Ist ja lustig. Nach meiner Erinnerung hatte ich Ihnen gesagt, eher friert die Hölle zu, als dass ich auch nur einen Penny für den Donovan-Whitefield-Gedächtnis-Trakt spende.“

In Dianes Hand tauchten wie durch Zauberei ein Notizblock und ein Stift auf. „Vielleicht schildere ich Ihnen die Zwangslage der Kommune noch einmal“, begann sie.

„Vielleicht lassen Sie mich endlich damit in Ruhe“, erwiderte Riley.

Sie sah ihn an, ohne ihre feierliche Miene zu verändern. Sie zog weder eine Augenbraue hoch, noch ließ sie die Mundwinkel sinken. Dennoch spürte er ihre Missbilligung überdeutlich.

„Es geht hier um Kinder, Mr. Whitefield“, erläuterte sie. „Kinder von hier, die nicht mehr nach L. A. gebracht werden müssten, wenn es in unserem Krankenhaus eine Kinderabteilung gäbe.“

Eigentlich war er Diane etwas schuldig. Sie blieb immer länger, wenn er sie darum bat, sie hatte ihm mehrfach den Hals gerettet, und sie war ihm vor allen Dingen noch nie mit seinem Onkel gekommen.

„Ich denke darüber nach“, seufzte er. „Unter der Voraussetzung, dass Sie aufhören anzuklopfen und mich Mr. Whitefield zu nennen.“

Diane erhob sich. „Wie Sie wünschen ...“ Sie zögerte einen Moment, dann presste sie hervor: „Riley. Ich werde das Komitee also wissen lassen, dass Sie eine Spende in Erwägung ziehen. Außerdem sind hier die Berichte, um die Sie gebeten hatten. Und Mr. Bridges möchte Sie sprechen. Er wartet draußen.“

Obwohl ihm die Spende etwa fünfzehn Millionen Dollar kosten würde, verspürte Riley